Weltwochenschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 39

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Abends zwischen acht und neun Uhr

(Elsa Bürki, Bern)

Der Tag war schwül und quälend gewesen. Kein Hauch hatte die heiße, drückende Luft bewegt. Jetzt noch, nach acht Uhr abends, gibt es keine Erlösung aus der Sonnenglut und erschlafft schleichen die Menschen jeglichem Schatten nach. Nur in den kühlen Stadtlauben atmen sie erleichtert auf und nehmen sich doppelte Muße, die Schaufenster zu betrachten.

Da gibt es viele entzückende und verlockende Auslagen zu bewundern und viele Schaulustige zu beobachten.

Drüben steht eine sonnverbrannte, schlanke Siebzehnjährige, die mit großen, sehnsüchtigen Augen die lockenden Plakate des Reisebüros bestaunt. Da winkt und ruft das blaue, blaue Meer, das man rauschen und branden hört, wenn man die Augen schließt. Das vielbesungene, geheimnisvolle Meer, das man nur aus Büchern und Romanen kennt und das man doch so gerne, o so gerne! selber sehen möchte. Mit seinen eigenen, hungrigen Augen sehen! Sich treiben lassen von den warmen Wellen, die von weither kommen und von Ungeahntem raunen. In der Südensonne liegen und im heißen Sand. Da heißt es: Mit MS „Oceania" ins östliche Mittelmeer. Sie wiederholt es laut vor sich hin: „Ins östliche Mittelmeer"! Sie weiß nicht genau, wohin man da kommt, aber sie ahnt Wunderbares. Meer, Meer und wieder Meer, Küstenstriche mit weißen Marmorpalästen und schwarzen, steilen Zypressen. Einsame, möwenumflogene Inseln, um die tausendjährige, dunkle Sagen weben. Fremde Schiffe, die nachts geisterhaft vorüberziehen und die aus fernen, fernen Ländern kommen, von denen man nichts weiß. Und vielleicht einmal, abends, wenn die Sonne am Untergehen ist und blutrote Wolken im satten Himmelsblau schwimmen, ragen goldene, spitze Minaretts. Und von irgendwoher dringt eintönig monotoner Gebetsruf. So eindringlich und aufreizend, daß man sich hinwerfen und beten muß! —

Jemand stößt ungewollt die Versunkene an und wie aus tiefem Traum erwachend, löst sie sich widerwillig vom unsagbaren Zauber dieser weiten, märchenhaften Ferne und wendet sich in den grauen Alltag zurück.

Daneben steht ein verwahrloster Mann. Sein Anzug ist verbraucht und ausgefranst und seine Augen suchen keine blauen Fernen mehr. Das haben sie sich längst abgewöhnt. Sein Verlangen geht notwendigere und härtere Wege — er möchte essen. Essen von diesem Fleisch, das da ausgebreitet liegt und dessen Anblick ihm Schmerzen im Magen verursacht. Einmal wieder so richtig genug essen können! Sein Mund macht unbewußt kauende Bewegungen. Er guckt und guckt, einmal von rechts nach links und noch einmal von links nach rechts, dann geht er weg. Was hat es für einen Zweck, hier zu stehen? Vom Ansehen wird man ja doch nicht satt. —

Im flutenden Neonlampenlicht gleißt Feuer, das aus Diamanten und Saphiren blitzt. Tausendfaches Feuer. Ausländer stehen vor den Juwelen. Er hat seine behandschuhte Rechte auf ihrer Schulter und spricht auf sie ein: „Siehst du, da diese wunderbaren Opale als Ohrgehänge. Möchtest du die nicht haben?"

„Ach Roger, du weißt doch, daß ich Opale nicht mag. Sie haben so etwas Gewöhnliches an sich."

Teilnahmslos steht sie neben ihrem Mann oder Bräutigam, die Hochblonde mit dem grellbemalten, blasierten Mund und den steifgelackten Augenwimpern.

„Aber diesen Ring da, ein selten schöner Topas. Oder das Halsband dort, sieh doch, Ine, die herrlichen Rubine. Was die für ein Feuer haben. Ine, ich würde Dir so gerne eine Freude machen!"

„Topase stehen mir nicht, das solltest du doch nun schon wissen. Und Rubine tragen alte Frauen, nicht ich." Die letzten Worte sagte sie gelangweilt, schon im Weiterschreiten begriffen.

Ja, so grausam können Frauen sein!

Platt drückt der kleine, halbnackte Bengel sein Näschen an die Scheibe des Spielwarengeschäftes. Sein schmutziger Finger liegt auf dem Glas und zeigt auf all' die unglaublichen Herrlichkeiten, die es da gibt. Da der rote Rennwagen. Hei, wie der davonflitzen muß, wenn man ihn aufzieht. Oder hier die Flugmaschine, eine richtiggehende Flugmaschine mit einem Piloten darin. Den müßte man auffliegen lassen können, potz Bomben und Granaten, würden da Hans und Fritz staunen! Was? ein regelrechter Indianeranzug, mit Federschmuck und Mokasins? Und ein Tomahawk? Die kleine Hand ballt sich zur Faust, zieht auf, schlägt zu, los auf einen unsichtbaren Feind und trifft mit dumpfem Schlag das Fenster. Ein leises Klirren. Erschrocken rennt der Kleine ein paar Schritte davon, bleibt stehen, um zu sehen, ob Scherben fliegen. Wie er merkt, daß nichts geschehen ist, steckt er die kleinen Fäuste in die durchlöcherten Hosentaschen und zieht mit glücklichem Lachen los. All' diese Wunderdinge haben ihm doch ganze, lange fünf Minuten gehört, ihm ganz allein!

Es ist schon bald neun Uhr.

Da kommt die Gasse herab eine Frau. Sie muß vom Waschen kommen; denn ihre Finger sind weiß und ausgelaugt vom heißen, scharfen Wasser. Sie geht den mühsamen Gang, den gesegnete Frauen an sich haben. Sie guckt da und dort in ein erleuchtetes Schaufenster, ohne stehen zu bleiben; denn sie hat keine Zeit. Zu Hause warten kleine Kinder auf sie und viel Arbeit. Sie seufzt und wechselt den schweren Korb von einem Arm auf den andern. Plötzlich macht sie Halt vor dem Blumenladen und schüttelt den Kopf. Daß es solche Blumen gibt, wie diese prächtigen Rosen, Nelken, Gladiolen und wie sie alle heißen! Und daß es Menschen gibt, die Geld haben, um sich dieses Zarte, Wunderbare zu kaufen! Wirklich, daß noch Leute sind, die so viel Geld haben.

„Ich werde vielleicht einmal nicht mal einen kleinen Kranz auf meinem Grabe haben, vielleicht nicht mal eine einzige, allereinzige Blume", denkt sie.

Kopfschüttelnd geht sie weiter, mit dem mühsamen Gang, den gesegnete Frauen an sich haben und wechselt den schweren Korb von einem Arm auf den andern. —

So offenbaren sich Gedanken und Gebärden, abends zwischen acht und neun Uhr.

Weltwochenschau

Notrecht und Recht

Der Bundesrat hat sich entschlossen, die bisherige Praxis der „dringlichen Finanzprogramme", die an sich ein Provisorium darstellen und einem neuen Definitivum weichen sollten, vorderhand weiterzuführen, und der Nationalrat sieht einer mindestens achttägigen Diskussion über die neuen bundesrätlichen Forderungen entgegen. Die Stellungnahme zum Kurs unserer obersten Landesregierung hat kaum geändert; es sind immer noch die dieselben Kreise, die mit den alten Argumenten den Bundesrat stützen, und fast dieselben Opponenten, die grundsätzlich eine Aenderung verlangen.

Das Kapitel „Subventionen", um das materiell und prinzipiell gestritten werden wird, ist alt. Im Bundeshaus will man weiter abbauen. Links ist man der Meinung, es sei genug gekürzt, und die 3 oder 2½ Millionen, die der Kassenwart herausschinde, seien wahrhaftig eine Bagatelle für den Bund, für die Betroffenen aber unter Umständen lebenswichtig. Vor allem, wenn die Gekürzten, wie das ja leicht zu verstehen ist, wieder die Schwachen sein werden, nicht die Starken, die mit 5- und 6stelligen Mitgliederzahlen ihrer Verbände auftrumpfen. Grundsätzlich müßte man die Subventionen als eine Art volkswirtschaftlichen Regulator zwischen begünstigten und weniger begünstigten Zweigen des nationalen Schaffens ansehen. Ob dieser Gesichtspunkt wirklich zu seinem Recht kommt?

Ein anderes Kapitel bilden die Löhne und Gehälter des eidgenössischen Personals. Die Teuerung ist effektiv. Der Lohnabbau von 1936 wurde als tragbar erklärt auf Grund eines andern Preis-Indexes, als des

heutigen. Durch die Abwertungsfolgen erlitt das Personal tatsächlich einen zweiten, einen „kalten" Gehaltsabbau. Und darum haben auch die Verbände verlangt, man solle die Verfügungen des „Finanzprogrammes II" einfach wieder aufheben. Der Bundesrat will nicht. Nur das eine soll möglich gemacht werden: Daß besonders belastete Kategorien von Fall zu Fall Milderungen erfahren dürfen, sofern eine Untersuchung die Notwendigkeit beweist. In der Kommission siegte der Bundesrat fast auf der ganzen Linie, und er wird auch im Rate siegen.

Nur ein Traktandum wird ernstliche Niederlagemöglichkeiten für den Bundesrat bergen: Das Traktandum Krisensteuer. Hier werden vor allem die Sparpolitiker Nein sagen . . . nicht die Linke.

Bei den Richtlinienleuten, die mit der Krisensteuer des Besitzes („Abwertungsgewinn"-Steuer usw.) das Zückerchen erhalten, sieht man die Gefahr, auf ein Nebengeleise manövriert zu werden, damit man vergesse, was im Zentrum steht: Kampf, grundsätzlicher Kampf gegen die weitere Deflation. Und Kampf gegen das Notrecht. Darum lancieren die Richtlinienparteien ein „Volksbegehren gegen die Ausschaltung der Volksrechte". Wichtigster Paragraph: Dringlichkeitsbeschlüsse bedürfen eine Zweidrittelmehrheit der Räte und werden auf drei Jahre befristet. Da Notrecht schließlich kein normales Recht darstellt, wird die Aktion großen Anklang finden.

Der Duce fährt nach Berlin

Die zwei Diktatoren haben es momentan nötig, sich zu sehen und irgendwelche gemeinsamen Aktionen vorzubereiten. Und zwar nicht nur Reden und prunkvolle Demonstrationen, Fackelzüge und Fluggeschwaderübungen. Sowohl in Berlin als in Rom empfindet man das Bedürfnis, die Engländer wieder zurück zu manövrieren bis auf die Linie vor Nyon. Zu diesem Zwecke sind zunächst die britisch-italienischen Besprechungen vertagt worden bis nach Mussolinis Berliner Besuch: Bitte ihr Herren in London! Die Achsenpolitik ist wichtiger als das Einvernehmen mit England. Es geht nicht mehr an, sich vorzustellen, man könne Italien kaufen und nachher mit Deutschland allein fertig werden, oder Deutschland zu einer Sondertour verleiten und das verlassene Italien an die Wand drücken!

Was aus der Diktatorenzusammenkunft heraus an Ueberraschungen reifen könnte, darüber gibt man sich allenthalben Rechenschaft, aber man hat zu wenig Phantasie, um sich die Eventualitäten wirklich vorzustellen. Werden Hitler und Mussolini die „Achse" in ein Bündnis umtaufen? Ein Bündnis ist es ja schon. Also wird das keinen großen Eindruck auf den Westen machen. Werden sie den geschwornen Schwur erneuern, Spanien auf keinen Fall „rot" werden zu lassen? Alle Welt weiß, daß sie geschworen haben. Und alle Welt weiß zudem, daß in Franco-Spanien die extremen „Phalangisten", also die milchreinen Fascisten, hinter Schloß und Riegel sitzen, und daß zugleich im „roten" Spanien die Trotzkisten und Anarchisten, die wirklichen Roten, aus allen Posten verdrängt, teilweise eingesperrt oder ermordet worden sind. Darum kann in Frankreich und England kein Mensch mehr die Mär von „Sowjetspanien" annehmen. Aber das fascistische Zweigestirn wird trotzdem neue Truppen senden.

Die Sendung neuer Truppen erscheint als das Wahrscheinlichste. Premier Negrin von Valencia, Präsident der Völkerbundsversammlung, sprach in Genf von der dreifachen Zahl Italiener, die Mussolini senden wolle, also von 150,000 Mann!

Die italienische Note an England und Frankreich, die gegen den Vertrag von Nyon protestiert und „völlige Gleichberechtigung" Italiens in der Handhabung der Seepolizei verlangt, zeigt, daß auch in Rom begriffen wurde, worum es nun geht. Die verstärkten britischen und französischen Flotten im Mittelmeer bedeuten ganz einfach, daß man gegen Italien aufmarschiert und ihm die Folgen weiterer Uebergriffe demonstriert. Und sich wappnet gegen mögliche italienische Unbesonnenheiten. Rom wird allerlei bieten müssen, wenn es England die verscherzte Gleichberechtigung abkaufen will. Bisher haben die Briten auf dem bessern Ohr schlecht gehört. So wenig wie sie auf die im lautesten fortissimo vorgetragenen Theorien des Nürnbergerparteitages der NSDAP hörten, die nochmals wiederholten, die Demokratien seien Wegbereiter und Vorstufen des Bolschewismus, und der Westen werde sich einigen müssen, um die arglistigen Moskauer in den eigenen Ländern niederzukriegen.

Man täuscht sich in Deutschland andauernd und gründlich über den Zustand der französischen und britischen Demokratie. Es ist absolut nicht absichtliche Entstellung, was aus Rosenbergs und Hitlers Verfehmung der Demokratie spricht. Diese beiden größten Propheten der „Eliteherrschaft" haben wirklich eine pathologische Angst vor den Massen und ihrer lebendigen Bewegung. Streik? Eine Erfindung des Teufels. Also muß Frankreich schon halb des Teufels sein, denn die Streiks haben ja nie aufgehört. Und dann die „Währungsschwierigkeiten"! Schon wieder ist der Franken gesunken, und die dritte offizielle Abwertung ist kaum mehr zu umgehen. Also, so schließt man in Diktaturkreisen, muß es in Frankreich bös aussehen. Das Land steht „wahrscheinlich" eben doch vor der Revolution. Und es wird darum in Furcht und Zittern fallen, wenn Berlin und Rom fest auftreten. Vielleicht berichtigt Mussolini da und dort die Berliner Meinungen. Zum Beispiel könnte er melden, daß gerade Italien mit seiner Abwertung gut gefahren und ein Stück Schuldentilgung vollzogen. Und vielleicht erklärt er, daß Frankreich mit seiner ungeheuren Ueberlastung just zur Abwertung greift, um die Relation der Staatsschuld zum Preisniveau zu senken.

In der Vorstellung, daß Frankreich „nur" Angst vor dem Frankenfall haben könne, hat die Spekulation von unterirdischer Seite her mächtige Hilfe erhalten. Wer weiß, wie sehr das gegnerische Ausland, das im Frankenzerfall auch die politische Kapitulation Frankreichs wittert, hier nachgeholfen! Man hilft übrigens auch mit andern Methoden nach. Die zwei Höllenmaschinen, die in Paris am Arbeitgebersyndikat explodierten, sind nach der Meinung der französischen Linken ganz einfach „aus dem Ausland" gekommen. Und dabei denken die Arbeiter, die man durch solche Terrorakte verdächtigen wollte, an den gleichen Herrn, der die „frecce nere" an der asturischen Front, die Bergarbeiter mit Flammenwerfern ausbrennen läßt. Asturien scheint heute schon verloren, ein neuer Sieg Mussolinis wird demnächst in Rom offiziell gefeiert werden.

Es wird viel davon abhangen, ob England bei der Stange bleibt und den versammelten Diktatoren bedeutet, daß es im Mittelmeer in der Tat ernst geworden. Die Schlachten in China, die Japan viel mehr Anstrengungen kosten, als es vermutete, haben der britischen Politik unerwarteter Weise Mut gemacht, in Europa energischer aufzutreten. Hoffen wir, daß die in Nyon bewiesene Tatkraft nicht wieder abschlappe. Dann werden es Hitler und der Duce bei grollenden Drohungen bewenden lassen und Rückzüge vorbereiten. Wenn dabei gelärmt wird, weiß man, daß sie Ablenkung brauchen. Und je mehr Lärm, desto sicherer das heimliche Besinnen in Rom und Berlin. —an—

Kleine Umschau

Nun ist auch der Bettag vorüber und zwar war es diesmal ein ziemlich unfreundlicher Tag, der so recht zum Buße tun gemahnte. Es wurde den ganzen Tag lang nie so recht hell, und vom Himmel herab fielen schwere Tropfen, und es sah alles so trübselig aus, wie es eigentlich in der Seele so mancher Politiker und Politikerinnen aussehen sollte, die das Weltenschicksal ununterbrochen zu verbessern trachten und damit doch